

FESTREDE

IM NAMEN

DER

GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT

ZUR

JAHRESFEIER DER UNIVERSITÄT

AM 5. JULI 1924

GEHALTEN

VON

ALFRED BERTHOLET.

Kultur und Religion.

GÖTTINGEN 1924.

DRUCK DER DIETERICHSCHEN UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI
(W. FR. KAESTNER).

Hochansehnliche Versammlung! Kollegen! Kommilitonen!

Wenn bei der Feier, an der die Universität wiederum auf ein Jahr Kulturarbeit Rückschau hält, ein Religionshistoriker berufen ist, als ihr Vertreter zu sprechen, so dürfte sich ihm ein Thema zu seiner Rede wie von selber aufdrängen — die Frage nach dem Verhältnis von Kultur und Religion.

Indem ich diese Frage aufgreife, suche ich sie denn auch vom Standpunkt des Religionshistorikers aus zu behandeln; das heißt, daß der Ausgangspunkt unserer Erörterung die einfache Beobachtung der Erscheinungswelt sein muß, in der Kultur und Religion sich als faßbare Größen geschichtlicher Forschung darstellen. Der Systematiker würde es vielleicht vorziehen, von einer begrifflichen Auseinandersetzung des Wesens der Kultur wie der Religion auszugehen. Ich begnüge mich mit der Feststellung, daß ich unter Kultur etwa die Zusammenfassung menschlicher Tätigkeit in der Welt im Sinne ihrer Nutzbarmachung und Beherrschung sowie die Summe der dadurch gewonnenen Güter verstehe.

Was hat Religion damit zu schaffen? Ist nicht vielleicht ihr ganzes Programm in dem Wort enthalten, das der alttestamentliche Schöpfungsbericht den Menschen schon mit ihrer Erschaffung mitgegeben sein läßt: „Füllet die Erde und machet sie euch untertan“. Aber ich brauche daneben bloß etwa die altbuddhistische Beichtformel zu stellen mit ihrer Bestimmung: „ein Mönch, der die Erde gräbt oder graben läßt, ist der Buße schuldig“ — und ich könnte ein Gleiches von den Jainas berichten — um zu zeigen, daß die Stellung der Religion zur Kultur jedenfalls keine eindeutige ist. Überdies kompliziert sich das Problem unter Umständen noch ganz wesentlich im Blick auf eine und dieselbe Religion: Alt-Israels Religion z. B. ist die Religion eines Bauernvolkes, das als Segen seines Gottes sich Tau vom Himmel und fetten Boden erbittet und Überfluß an Getreide und Wein, das in der Art, wie es Dill, Kümmel, Weizen, Gerste und Spelt be-

handelt, sich von diesem Gott besonders unterwiesen weiß, das sich von ihm auch das tierfreundliche Gebot geben läßt, dem dreschenden Ochsen das Maul nicht zu verbinden. Eine Reihe von Jahrhunderten später sieht ein Sohn dieses selben Volkes, Jesus Sirach als Typus eines frommen Schriftgelehrten, verächtlich auf den Bauern herab: „wie kann weise werden, wer den Rinderstachel führt?“ und nach 2^{1/2} weitem Jahrhunderten kann ein Paulus, zur allegorischen Umbildung des genannten Gebotes fortschreitend, gar die Frage aufwerfen: „kümmert sich Gott etwa um die Ochsen?“

Man ahnt bereits einen gewissen Zusammenhang von Religion und Kultur, und von allen Seiten dringen bestätigend die Beobachtungen auf uns ein. Sicher ist es z. B. lehrreich genug, daß die japanische Reisgottheit Inari seit 1914 zur Schutzgottheit eines elektrischen Kraftwerkes der Insel Kyushu geworden ist. Entsprechend sieht man von jeher mit der Differenzierung der menschlichen Gesellschaft auch eine Differenzierung der übersinnlichen Welt Platz greifen, und seit wir z. B. tiefer in die altarischen Staatsverhältnisse hineinblicken, ist deutlich zu erkennen, wie von ihnen die gemeinarischen Göttervorstellungen ihr Gepräge bekommen haben. Wiederum wurzelt altchinesischer Naturkult wie Ahnendienst im altchinesischen Ackerbau, und wenn gerade hier vielleicht die Kontinuität dieser beiden Grundelemente chinesischer Religion durch alle Phasen ihrer Entwicklung hindurch auffällt, so mag das Gesagte doch zugleich schon etwas ahnen lassen von der ganzen Wandelbarkeit der Religion in ihrem Zusammenhang mit der Kultur, auf deren Hintergrund sie sich erhebt, falls es uns nicht bereits die einfache Beobachtung der Religion noch des heutigen Bauern hierzulande im Vergleich zu der des Städters, ja der Religion des Mindergebildeten im Vergleich zu der des Höhergebildeten zum Bewußtsein brächte.

Um von den verschlungenen Wegen, die hier die Entwicklung geht, ein Bild zu gewinnen, suchen wir Religion und Kultur zunächst so weit als möglich zurückzuverfolgen, auf die Gefahr hin, damit einen Boden zu betreten, auf dem sich der Pfad, der zu den letzten Quellen führt, verliert. Er führt, wenn ich recht sehe, letztlich immer wieder zu einer gewissen Doppelheit der Auffassungsweise. Ich nenne sie die dynamistische und die dämonistische und verstehe unter der erstern, der dynamistischen, den Glauben an das Vorhandensein wirksamer Kräfte, schädlicher oder fördernder, sei es daß sie in beliebiger Vielheit angenommen, sei es daß sie zu einer einheitlichen Grundkraft von

der Art des melanesischen „mana“ oder des irokesischen „orenda“ zusammengefaßt werden. Während es sich bei dieser Auffassung im Verhältnis des Menschlichen zum geheimnisvollen „Etwas“ über dem Menschen um ein Widerspiel rein dinglicher Art handelt, nimmt im zweiten Fall dieses Verhältnis persönlichere Formen an: das als übermenschlich Empfundene wird nach Art eines persönlichen Lebewesens vorgestellt, mit einem Willen begabt, der auf den Menschen einwirkt und auf den der Mensch zu wirken sich bemüht, um ihn freundlich zu stimmen: das ist, was ich die dämonistische Vorstellungsreihe nenne, wobei ich nicht übersehe, daß es zwischen jener rein dinglichen und dieser persönlichen Auffassung immer wieder zu Überschneidungen kommt, so wahr Magie, die in der Linie dynamistischer Auffassung liegt, und Religion, die in der Fortsetzung der dämonistischen zu sehen ist, einander, zumal auf primitiven Stufen, ständig kreuzen.

Zum Charakteristischen dieser primitiven Stufen gehört die völlige Gebundenheit der Kultur in den Bann des Magisch-Religiösen. Daß das Kanoe des Melanesiers schnell dahinfährt, daß sein Netz Fische fängt, daß sein Pfeil dem Feinde tötliche Wunde beibringt, das geschieht alles, weil sie „mana“haltig sind. Daß seine Bäume Frucht tragen, daß sich seine Schweine mehren, verdankt er dem Besitz „mana“haltiger Steine. Heilbringende Medizin ist „mana“, und Gift ist „mana“. Wiederum daß der irokesische Jäger Wild erlegt, heißt, daß er das „orenda“ des Wildes zu Schanden gemacht hat. Kehrt er ohne Beute heim, so hat des Wildes „orenda“ sein eigenes übertroffen. Bezeichnender Weise kennt das Vokabular des Irokesen kein älteres Wort für Spruch oder Gesang als „orenda“. Bekanntlich ist auch das indische brahman ursprünglich Bezeichnung des Spruches. Das Wort ist Macht, das gesprochene oder gesungene, mit der Zeit das geschriebene. In seinen Untersuchungen über das Alphabet hat uns Dornseiff kürzlich einen geradezu imponierenden Eindruck vermittelt von dem, was das Alphabet als Inbegriff der Buchstaben allenthalben zu einer Fülle von Wirkungskraft geworden ist.

Wenn es bei den Chinesen als frevelhaft gilt, Papier mit Schrift zum Abwischen eines Tisches oder zum Einwickeln zu gebrauchen, weil die Schrift als heilig angesehen wird, wenn noch heutigen Tages die Mönche des großen armenisch-gregorianischen Klosters Etschmiadzin von den Buchstaben, die einer von ihnen erfunden, mit größerer Ehrfurcht als von Gott und dem Gottessohn reden sollen, so sind das letzte Nachklänge der Tatsache, daß auf primitiver Stufe „mana“ und „tabu“ Wechselbegriffe sind,

d. h. daß das Krafterfüllte zugleich Gegenstand ehrerbietiger Scheu ist. Tabu, seinem ursprünglichen polynesischen Wortsinn nach das stark Gezeichnete, ist, was dem Gemeinen, „noa“, entgegengesetzt und als solches ein *noli me tangere* ist: Tabu ist die Leiche, tabu der Kranke, tabu die Menstruierende oder Gebärende, tabu der Krieger, tabu der König, sie alle als Zentren geheimnisvoller Kraft, deren Berührung gleich einem elektrischen Schläge gefährdend wirkt und darum zu vermeiden ist; tabu ist der Boden, den man nicht betreten darf: man macht sich nicht leicht eine Vorstellung, wie die aus derartigen magischen Voraussetzungen geborene Angst vor Tabuierung, man möchte wohl denken kulturhemmend, in Wirklichkeit zugleich kulturfördernd gewirkt hat.

Der Respekt vor dem Tabu hat eine soziale Disziplinierung in die Wege geleitet, deren Wirkungen vor allem auf die ganze Rechtsentwicklung nicht hoch genug anzuschlagen sind, ist es durch sie doch wie zu einer Vorwegnahme des kategorischen Imperativs ins Menschheitsgewissen gekommen. Man muß nur lesen, wie der Palmzweig, den der Indonesier zur Tabuierung eines Hauses quer über die offene Haustür steckt, des Hauses Sicherheit besser garantiert, als Schloß und Riegel es je vermöchten. Auf der Achtung vor dem Tabu beruht die unbedingte Unterordnung der Untertanen unter den König, dessen Schatten, dessen Name schon als tabu gilt.

Und wieder liegt Angst vor Tabuierung der bis zur Virtuosität ausgebildeten Systematik zugrunde, die uns auf australischem Boden in den merkwürdigen Versuchen totemistischer Gruppen begegnet, ihre Postulate der Exogamie zu verwirklichen. Da sehen wir die einzelnen Stämme in je 2 Klassen und diese wiederum in 2 oder 2×2 Unterklassen sich teilen, innerhalb deren strikte Heiratsverbote bestehen, so daß bei einem derartig sich ergebenden Achtklassensystem nicht nur die Möglichkeit der Heirat der Geschwister sondern auch der Vettern ausgeschlossen ist. Fraglos sind solche Eheverbote Schutzmaßregeln, die letzten Endes auf Selbsterhaltung des menschlichen Lebens abzielen, wie denn überhaupt ein großer Teil der uns vielfach so seltsam anmutenden magischen Bräuche, mit denen der Mensch die Hauptstufen seines Daseins, vorab Geburt, Pubertät und Hochzeit umhegt, einem gleichen Zwecke dienen wollen und darum in ihrer kulturfördernden Tendenz nicht verkannt werden dürfen.

Nach anderer Seite hin hat der Totemismus kulturbestimmend gewirkt. Bekanntlich besteht er im Glauben an eine Wesensgemeinschaft, sei es des Individuums, sei es der Klängenossen-

schaft mit einem außermenschlichen Objekt, meist einem Tier, zu dem als seinem Totem man besondere Beziehungen unterhält. Nachdem man auf ihn zuerst bei Indianern aufmerksam geworden war und ihn dann zunächst in Australien wiederfand, hat hier die Beobachtung der sogen. Intichiumazeremonien, die offensichtlich auf Vermehrung des Totems abzielen, dazu geführt, ihn als ein organisiertes System einer kooperativen Magie zu verstehen. Um das nur mit einem Beispiel zu erläutern, so sammeln die Leute des Raupenklans möglichst viel Raupen, die sie trocknen und zum Zweck der Ernährung mit Steinen zerreiben. Sie selber aber kosten davon (es ist ja ihr Totemtier) nur so viel als nötig ist, um den magischen Zusammenhang mit ihm zu bewerkstelligen, ohne den sie auf seine Vermehrung keinen Einfluß gewinnen würden. Die Hauptmasse des Vorrates wird Nicht-Klanangehörigen zu ungehindertem Genuß überlassen. Diese machen es ihrerseits ebenso mit ihrem Totem, Känguruhleute z. B. mit dem Känguruh, so daß alles in allem für eine geordnete Beschaffung und Verteilung des Nahrungsbedarfes des ganzen Stammes gesorgt ist: Von hier aus wird man es verstehen, daß man dem Totemismus für die Domestikation gewisser Tiere und Pflanzen (denn auch Pflanzen kommen als Toteme vor) überhaupt eine maßgebende Bedeutung hat geglaubt zuschreiben zu dürfen.

Lehrreich bleibt hier in allen Fällen die enge Verwobenheit magisch-religiöser Vorstellungen mit den Fragen menschlicher Ernährung. Bekanntlich kehren Speiseverbote in den verschiedensten Religionen wieder, wenn z. T. auch nur, oder wenigstens in erhöhtem Grade, einzelnen Ständen oder Berufsträgern oder Altersklassen geltend. Besondere Weisheit hat man Mose nachgerühmt, indem man hinter den auf ihn zurückgeführten Speisegesetzen, namentlich dem Verbot des Schweinefleisches, das die Israeliten übrigens mit sehr verschiedenen Völkern teilen, hygienische Gründe glaubte vermuten zu dürfen. Was in Wirklichkeit die mancherlei Speiseverbote veranlaßt hat, ist zum weit größern Teil Scheu vor einem Tabu, Angst vor magischer Übertragung gewisser Eigenschaften des Gegessenen auf den Essenden, der mit animistischen Vorstellungen zusammenhängende Abscheu vor Tötung von Lebendigem — dies namentlich in Indien — und nicht zuletzt der Protest gegen fremde Kultpraktiken, der z. B. auch das israelitische Schweineverbot bedingt hat. Der magische Hintergrund wirkt aber auch auf die Zubereitung der Speisen ein: z. B. verbietet das Alte Testament das Kochen des Böckleins in der Milch seiner Mutter, und nach hinduistischer Anschauung darf man nicht in

Schuhen kochen, weil Leder Verunreinigung erzeugt. Selbst der Art, wie Speisen, z. B. Fische je nach der Jahreszeit, aufzutischen sind, hält es das klassische Ritualbuch der Chinesen, der Liki, nicht unter seiner Würde sich anzunehmen. Aber nicht nur auf das was? und das wie? der Speisen kommt es an, auch wer zusammenißt, ist erst recht nicht gleichgültig. Da errichtet oft genug zwischen Mann und Frau die Religion die Scheidewand, und mit Leuten niedrigerer Kaste oder mit Muhammedanern zusammen zu essen, ist für den orthodoxen Hindu Grund genug, seine Kaste zu verlieren. Umgekehrt bedeutet Eßgemeinschaft eine Gemeinschaft von Lebensinteressen, welche die Empfänger gleicher Speise und gleichen Trankes für einander unverletzlich macht, so sehr daß der Araber Zaid al Khail sich weigerte, den Dieb zu erschlagen, dem es gelungen war, verstohlener Weise aus der Milchschaale des Vaters Zaid zu trinken. Als fossilen Überrest der mannigfachen Speisevorschriften kennt unsere Gegenwart noch den Brauch der Fastenspeisen. Zu ihm ist freilich ein langer Weg von den religionsgeschichtlichen Anfängen, wo Fasten als Vorbereitungsritus vornehmlich dem Zwecke diente, die Gefahren einer Vermischung der heiligen Speise mit der profanen zu verhüten, weshalb es sich bei vielen Völkern ursprünglich mit der Verwendung von Purgativen und Vomitiven verband.

Aber es möchte wohl scheinen, als laufe ich Gefahr, mich mit meinen Ausführungen in lauter Kleinigkeitskram zu verlieren. Ich nehme den Einwand auf, um zu betonen, daß um ein zutreffendes Bild vom ursprünglichen Verhältnis von Kultur und Religion zu gewinnen, es gerade auf den Eindruck ankommt, wie stark eine primitive Kultur bis in ihre kleinsten, natürlichsten und scheinbar gleichgiltigsten Funktionen hinein mit magischen und religiösen Gedanken durchsetzt ist.

Zu einem gleichen Schluß müßte uns ein Blick auf die menschliche Kleidungsfrage führen, gilt doch das Kleid von Haus aus als mit zur Wesenheit seines Trägers gehörig, bald als unentbehrliche Schutzhülle sie verteidigend, bald sie wie durch Ausweitung steigernd und ausbreitend: vom Kleide gehen magische Kräfte, eigentümliche kontagiöse Wirkungen aus, die geheimnisvolleren vielleicht vom weiblichen, weshalb Medizinmänner und Priester vielfach ihr Amt in Weibertracht versehen. Das Beispiel des römischen Flamen dialis, der sein Priesteramt niederlegen mußte, wenn ihm der Hut, den er den ganzen Tag auf dem Kopfe behalten sollte, herunterfiel, zeigt drastisch die religionsgeschichtliche Bedeutung, des Grundsatzes, daß Kleider Leute

machen! Dazu verlangt das Prinzip der Anpassung an die Umgebung den Wechsel der Kleider je nach der Verschiedenheit der menschlichen Zustände, zumal der Zustände von profan und heilig. Darum verbindet sich mit so vielen Initiationsriten bis hinab auf unsere Konfirmation von heute das neue Kleid. Und Geister lieben schöne Kleider! Die schönsten womöglich fordert das Gottesbild für sich, dessen Toilette, wie wir aus ägyptischen und babylonischen, aber auch griechischen und indischen Beispielen wissen, überhaupt nicht leicht zu nehmen ist. Umgekehrt können religiöse Kleiderverbote der kulturellen Entwicklung einen Riegel vorschieben, und zwar entspringen sie keineswegs immer nur dem Protest gegen Luxus. Beispielsweise erklärt sich das alttestamentliche Verbot aus Wolle und Flachs zusammengewirkter Kleider offenbar aus der abergläubischen Scheu vor Vermischung von Dingen, die im letzten Grunde verschiedenen Kulturen angehören, und Wolle, die bei den Römern zur Tracht des Flamen dialis und der Flaminica gehörte, war dem israelitischen Priester gerade verboten, weil sie als schweißtreibend kultische Unreinheit zu wirken schien. Einen besonderen Einschlag magisch-religiöser Elemente verrät die Geschichte des menschlichen Schmuckes, ist er doch von Haus aus Amulett. Darum verdankt er seine Formen, wo sie nicht wie der Ring an sich schon durch Geschlossenheit magisch wirken, großenteils den Mächten, belebten wie unbelebten, von denen man sich Schutz verspricht.

Nur mit Einem Worte sei angedeutet, wie entsprechende Motive auf die Frage der Wohnung des Menschen einwirken. Von den Sitten des Bauopfers nicht zu reden, ist hier an das chinesische Feng-shui zu erinnern, jenes okkulte, auf die Anschauung zweier Grundkräfte sich aufbauende geomantische System, wonach für die Errichtung jedes Baues die richtige Lage zu ergründen ist, um ihn allen schädlichen magischen Einflüssen zu entziehen.

Und wie unter Umständen der freien Ausnützung des Raumes Grenzen gesteckt sind, so womöglich noch mehr der der Zeit; denn es gibt — man weiß es von den römischen „dies nefasti“ — Tage, an denen es verboten war, den bürgerlichen und staatlichen Geschäften nachzugehen. Der ägyptische Papyrus Sallier IV liefert ein förmliches Handbuch von dem, was an gewissen Tagen zu unterlassen ist. Überhaupt gehört „Tagewählerei“ zu den ständigen religionsgeschichtlichen Erscheinungen. Man braucht nicht ihre ganze Entwicklung bis zur heutigen sozialen Wertung des Segens sonntäglicher Arbeitsruhe zu verfolgen, um neben ihren kulturhemmenden Wirkungen ihrer kulturfördernden Seite

gewahr zu werden. Wenn beispielsweise ein guter Teil babylonischer Orakelbefragung der Erkundung des richtigen Monats und Tages für den Beginn irgend eines Unternehmens gilt, so will solche Tagewählerei offenbar der menschlichen Arbeit den Erfolg sichern. So darf der Chinese während des vierten Monats des Jahres, wo die gedeihende Kraft der Erde ihr stilles Werk verrichtet, um sie nicht zu stören, mit keiner Arbeit den Boden berühren. Man entdeckt hier bereits, wie tief das magisch-religiöse Element in das berufliche Leben des Menschen eingreift.

Es wäre verlockend und dankbar, das am Betriebe primitiver Landwirtschaft und Viehzucht weiter zu verfolgen in der Aufdeckung kulturfördernder wie kulturhemmender Momente. Es bedürfte z. B. nur eines Hinweises auf die zahllosen Fruchtbarkeitsriten und die mannigfachen Formen des Regenzaubers, die in ihrer Art dem Zwecke dienen wollen, die Natur dem Berufsbedürfnis des Menschen willfährig zu machen. Wie er, auf ausgesprochen theistischer Stufe, die eigene Arbeit am Boden auf Schritt und Tritt durch übermenschliche Hilfe gefördert denkt, zeigt die lange Reihe der römischen Indigitamentengötter. Da beschützt Sterculinus die Düngung, Vervactor das erste Umbrechen des Bodens, Redarator die zweite, Imporcitor die dritte Pflügung, Sator die Aussaat, Obarator die nachträgliche Pflügung, Occator die Behandlung mit der Egge, Subruncinator das Fortschaffen des Unkrautes vor dem Mähen usw.

Aber womöglich noch lehrreicher wird für uns ein anderes Berufsgebiet, auf dem dynamistische wie dämonistische Auffassung ihre förmlichen Triumphe feiern, dasjenige der Krankheitsbehandlung. Einerseits wird Krankheit ursprünglich auf rein magische Wirkung zurückgeführt, so wenn es nach dem Glauben der Indianer Britisch-Kolumbiens genügt, daß der Schatten eines Wittwers oder einer Witwe jemandem trifft, oder wenn der Mond oder menschlicher böser Blick oder ein Wortzauber als Erreger der Krankheit gilt. Andererseits betrachtet man sie als Sendung wo nicht direkte Einwohnung dämonischer Wesen, vielleicht des Geistes Verstorbener, wenn sie nicht umgekehrt, rein animistisch, als vorübergehendes Ausfahren der Seele aus dem Körper gedeutet wird. Dem entsprechen die verschiedenen primitiven Heilmethoden, deren Darstellung, an sich vielleicht mehr die Sache des Religionshistorikers als des Mediziners, ich mir der Kürze halber versagen muß. Im Blick auf ihre Geschichte dürfte erst recht die Frage auftauchen, ob die Religion hier nicht hemmend auf den Kulturfortschritt eingewirkt habe. In eine solche Richtung möchte viel-

leicht noch der Glaube gewisser Frommer vom Schlage des alttestamentlichen Chronisten weisen, der in der Inanspruchnahme eines Arztes einen tadelnswerten Mangel an Gottvertrauen findet, nicht zu reden von jenen Muslims der al-mutawakkilün-Richtung, die einen Bruch ihres Gelübdes, nur auf Gott zu bauen, schon darin sahen, daß sich einer auf der Pilgerfahrt nach Mekka einen Dorn aus dem Fuße zog. Aber so einseitig wäre die Frage sicher nicht richtig zu beantworten; denn so gewiß der Bann des Magisch-Religiösen, in dem sich die Heilkunde (die Chirurgie übrigens weit weniger als die innere Medizin) von Haus aus befand, in einer Menge von Fällen ihre gesunde und natürliche Entwicklung gehemmt hat, so hat sich durch die Fülle der in Anwendung gebrachten Heilkräuter wie der verschiedenen Manipulationen und Prozeduren, welche Magie und Religion vorschrieben, mit der Zeit ein Beobachtungsmaterial angehäuft, das ihr schließlich zu Statten kommen mußte. Im Übrigen hat man, namentlich im Blick auf Atharvaveda und Kauṣikasutra der Inder, in der magischen Grundregel des „*similia similibus*“ und wieder in den mannigfachen Versuchen gegensätzlicher Einwirkungen die Grundkeime homöopathischer wie allopathischer Behandlung entdecken wollen, wozu noch kommen mag, daß die auf primitiver Stufe beliebten Heilungen durch angebliche Entfernung kleiner und kleinster Tierchen aus dem Körper des Patienten wie eine Art Vorahnung moderner Bazillentheorien verraten. Aber weit wesentlicher dürfte sein, daß in den Erfolgen, die einem wenn auch noch so massiven Glauben von jeher beschieden waren, die wissenschaftliche Medizin an langer Hand auf die Bedeutung der psychischen und suggestiven Einwirkungen des Arztes aufmerksam zu werden reichlichste Gelegenheit hatte.

Aber noch überzeugender dürfte uns ein Blick auf andere Gebiete der geistigen Kultur die Einwirkung der Religion auf ihre Entwicklung zum Bewußtsein bringen. Nur mit wenig Worten kann ich das Rechtsleben streifen, das durchaus in Vorstellungen vom übernatürlichen Ursprung des Rechtes wurzelt. „*A numine deorum tracta ratio*“ nennt nicht umsonst Cicero das Gesetz. In der Tat empfängt es Hammurapi aus der Hand seines Gottes Schamasch wie Minos von Zeus und Mose aus der Begegnung mit Jahwe; denn wo immer der Gottesglaube so weit fortgeschritten ist, daß die Gottheit zur Hüterin der sittlichen Ordnung geworden ist, wird sie zur natürlichen Rächerin ihrer Übertretung. Darum wird das Gericht unter ihre Aegide gestellt, und im Gottesurteil entscheidet sie sogar unmittelbar zwischen Schuld und Unschuld.

Sieht man, wie im primitiven Recht nur die objektive Tat bestraft, wie beispielsweise zwischen Mord und Totschlag kaum unterschieden wird, so wird man den Fortschritt zur feineren Differenzierung nach den Motiven des Täters als eine Folge religiöser Schulung beurteilen dürfen. Und die Wechselwirkungen blieben nicht aus: es gehört zu den interessanten Problemen der alttestamentlichen Religion wie dann auch der muhammedanischen und der christlichen, wie entscheidend juristische Begriffe — ich nenne nur Gericht und Rechtfertigung — auf ihre Vorstellungswelt eingewirkt haben.

Blickt man sich im Übrigen in den Wissenschaften um, so ist allbekannt, wie der Glaube an die magisch-religiöse Einwirkung der Gestirne auf Leben und Schicksal des Menschen zu einer Himmelsbeobachtung geführt hat, der letztlich die Astronomie ihre ersten Erfolge verdankt, wenn auch der Weg zu ihr über die Astrologie führte. Die Bestimmung der Kultzeiten schuf den Kalender, die Ausmessung des Opferplatzes (das gilt wenigstens für Indien) gab den Anstoß zu geometrischen Vorarbeiten, Opfer und Opferschau wurden die Vermittler eines Grundstockes anatomischer Kenntnisse. In der Brahmanazeit Indiens sieht man, wie die Bemühungen um richtige Aussprache und Verwendung der Worte in Opfersprüchen und Kultliedern die Inder zu einer Beschäftigung mit der alten Sprache führten, die sie zu hervorragenden Phonetikern und Grammatikern bis zum Rang eines Panini machte. Brauche ich erst weiter daran zu erinnern, wie zu allen Zeiten die Philosophie, ihre Impulse aus religiösen Motiven beziehend, sich das Gewand des Heiligen borgte, z. T. mit dem Anspruch, selber an seine Stelle zu treten?

Noch stärker womöglich ist der Einfluß der Religion auf die Kunst geworden. Dem Totenkult verdankt man eine Pflege des Grabes, die die Baukunst allenthalben gewaltig befruchtet hat, und was ihre Entwicklung durch Tempelbauten gefördert worden ist, bedarf nicht erst des Hinweises auf die Wunder von Luxor oder Ellora oder des Parthenon, während sonst von der griechischen Architektur gilt, daß erst die hellenistische Zeit eine profane Architektur großen Stiles entwickelte. Die wenigsten Bewunderer römischer Triumphbögen dürften sich der Tatsache bewußt sein, daß ihr ursprünglicher Sinn der kathartische war, das vom Kampf zurückziehende Heer kultisch zu reinigen, und es bleibt ewig denkwürdig, daß der Ausgangspunkt aller pontificalen Macht darin lag, daß, wie der Name „pontifex“ beweist, der Brückenbau ursprünglich ein sakrales Geschäft war, galt es doch

die Versöhnung des ob dem Bau zürnenden Flußgottes. Noch das jüngste Buch über Baukunst und Landschaft in China aus der Feder Boerschmanns liefert den Nachweis, wie der Grundzug chinesischer Baukunst die religiöse Stimmung ist. — In den Versuchen, sich der Gottwesen zum Zweck der Hilfe zu bemächtigen, empfangen bildende Kunst wie Technik ihre entscheidendsten Antriebe, und wieder gehören die ältesten Denkmäler der Literatur zumeist dem Gebiete der Religion an von der magischen Formel bis hinauf zu ausgeführten Anrufungen an die Götter, in denen das Bestreben, die Worte so zusammenzustellen, daß sie ihnen gefallen und auf sie wirken möchten, schon zeigen mag, wie stark Rücksichten auf die Übersinnlichen an der Entstehung eines Problemes der Form beteiligt sind. Daß die Verwendung von Musik und Tanz im Kultus auf ihre ganze Ausbildung bestimmend mitgewirkt hat, ist eine Selbstverständlichkeit. Ich glaube sogar nicht auf falscher Spur zu sein, wenn ich aus den Namen gewisser modernster Tänze den großen Zusammenhang mit totemistischen, Tierschritt nachahmenden Tanzformen, die uns durch amerikanische Gesellschaftskreise vermittelt sein dürften, heraushöre. Dem heiligen Boden des Kultes entstammt bekanntlich auch das Theater; nicht umsonst beginnen die uns erhaltenen alten Dramen Indiens mit einem Einleitungsgebet.

Und wiederum der Sprung vom intellektuellen Leben zum kommerziellen: da begegnen wir allenthalben dem Zusammenhang kultischer Feste mit Messen, haben doch auch noch unsere Messen seit dem 14. Jahrhundert ihren Namen nach der feierlichen kirchlichen Messe, die dabei üblich war. Wenn der Tempel Merkurs in Rom den sakralen Mittelpunkt einer Kaufmannsgilde bildete, so wird man dabei den Zusammenhang des Namens dieses Gottes mit „merces“ (= Ware) nicht übersehen. Wiederum erklärt sich aus der reichen Ausstattung ägyptischer und babylonischer Tempel mit ertragreichem Besitz an Grund und Boden ihr Einfluß auf die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens. Auch kann man die Geschichte des Bankwesens nicht schreiben, ohne der Tatsache zu gedenken, daß es im Altertum die Tempel waren, die als Bergungsstätten von Deposita in gewissem Sinne die Rolle der Banken spielten.

Alles in allem spiegelt das wahre Verhältnis von Kultur und Religion nicht übel die peruanische Sage der Inkas, wonach es der Kult (für die Inkas der Sonnenkult) war, der aus Wilden Menschen gemacht. Der Sonnengott habe sich nämlich der Menschen erbarmt, ihnen Manco Capak und Manca Oello geschickt,

die Ackerbau, Ehe, Gesetze, Künste, Gewerbe, Kunststraßen, Wasserleitungen, kurz die gesamte Kultur gebracht hätten. Es erübrigt sich die lange Liste der Götter, die die verschiedenen Religionen an die Spitze einzelner Zweige der Kulturtätigkeit gestellt haben, vom Schreibergott Tot der Ägypter oder Nabu der Babylonier bis zum Spiegelmachergott der Japaner und zum Küchengott, der auch der ärmsten Hütte des Chinesen nicht fehlt. Und wieder darf an den interessanten Vorgang der weitverbreiteten, namentlich auf indonesischem Gebiet entwickelten Deifizierung der verschiedensten Kulturwerkzeuge erinnert werden.

Auf relativ fortgeschrittenerer Stufe liefert uns das klassische Beispiel der Förderung der Kultur durch die Religion der Parsismus. Entstanden zu einer Zeit, wo man im Begriffe war, vom Nomadenleben zur Sesshaftigkeit des Ackerbauers und Großviehzüchters überzugehen, bietet er uns eine Ethik, die immer wieder der mächtige Appell zu kultureller Arbeit nach dieser Seite hin durchdringt: wer Korn sät, der sät Heiligkeit; denn „nicht ist der Boden glücklich, der lange unbebaut daliegt, auf einen Hausherrn wartend wie eine erwachsene Jungfrau, die kinderlos nach dem Manne verlangt“. Vernichtung kulturschädlicher Tiere, Teichanlagen, Brückenbauten u. dgl. erscheinen unter den Bußleistungen, womit man Vergehen gut macht. Eine spätere parsistische Vorschrift verlangt Verwendung des einen Drittels von Tag und Nacht für die religiösen Pflichten, des zweiten für Bodenbebauung, des dritten für Essen und Schlafen, in ihrer Art also bereits eine Forderung des 8-Studentags! Der Parsismus kennt als heilige Tiere Rind, Hund und Hahn, den Hahn, sofern er den Menschen frühmorgens zur Arbeit ruft, den Hund als Beschützer der Herden, das Rind (wie die Inder) als das typische Zuchtier. „Den Kühen reichliches Futter geben“, wird im Avesta geläufiges Bild für Pflichterfüllung überhaupt.

Dabei aber wird gerade der Parsismus für uns auch nach anderer Seite hin lehrreich: die für ihn ebenso charakteristischen hunderterlei Reinheitsvorschriften, die unverkennbar noch im Boden ursprünglicher Tabuvorstellungen wurzeln, deuten bereits auf die ganze Unzulänglichkeit einer so engen Verflochtenheit von Kultur und Religion, und an der späteren Auseinandersetzung der orthodoxen und der liberalen Perser in Indien läßt sich die in der Geschichte der höheren Religion immer wieder sich bestätigende Beobachtung machen, wie ihre Vertreter, die sich um eine Lockerung dieser Verflochtenheit bemühen, nicht nur im Interesse der Kultur sondern der Religion selber zu handeln sich bewußt sind;

es müßte denn schon sein, daß Religion in der Einstellung auf die Kultur einer bestimmten Zeit — das hieße aber in der Beschränkung auf zeitliche, diesseitige Güter ihr volles Genüge fände. Aber hier ist der entscheidende Punkt: Alle höhere Religion hat in sich den Zug, über diese Welt hinauszugreifen, einen Zug zu innerer Befreiung, um dem Menschen unter Entschränkung von materieller Gebundenheit eine Welt höherer Werte, gleichviel zunächst, ob positiver oder negativer Art, zu erschließen. Und damit geht gerne Hand in Hand zunehmende Betonung einer Gegensätzlichkeit von Leib und Seele, die, wo immer menschliches Treiben größeren Ernstes nicht wert erscheint, zu einer um so entschiedeneren Abkehr von der Außenwelt und ihren Gütern führen kann. Es ist darum eine in der religiösen Gesamtentwicklung immer wiederkehrende Erscheinung, daß zu enge Kulturbindung der Religion als religiöse Gefahr empfunden und antikultureller Protest von ihrer Seite aus erhoben wird.

Er meldet sich schon in der Tatsache, daß der Kult im Mißtrauen gegen jeden Kulturfortschritt möglichst an den alten Objekten festhält. So blieben für Beschneidung und Opferschlachtung noch lange die ursprünglichen Steinmesser im Gebrauch; so durfte sich der römische Flamen dialis den Bart nur mit einem kupfernen Messer scheren lassen, und zur Umpflügung des Areales einer zu bebauenden Stadt bedienten sich die Römer nach altitalischer, vielleicht etruskischer Sitte, einer Pflugschar aus Bronze usw. Entsprechender Kulturprotest verkörpert sich in der israelitischen Religionsgeschichte am Handgreiflichsten in jenen Rechabiten, den wandelnden Trägern eines nomadischen Ideales, die kein Haus bauen, sondern in Zelten wohnen, die keinen Samen und keinen Weinberg pflanzen durften, weil Haus-, Acker- und Weinbau die typischen Zeichen einer Kultur der Ansässigkeit sind, in deren Aufkommen sie einen Abfall vom alten echten Jahwedienst sahen. Ihr Ruf: „zurück zur Wüste!“ ist wie eine, allerdings spezifisch religiös gefärbte Vorwegnahme des Rousseau'schen: „revenons à la nature“. Es hält nicht schwer, eine Fülle von Erscheinungen verwandter innerer Stimmung, wenn auch in sehr mannigfachen Abwandlungen der Art, aufzudecken. Um nur die Geschichte der christlichen Kirche zu nehmen, so liefert sie uns schon in Enkratismus und Montanismus, in mittelalterlichem Mystizismus, in Puritanismus und Pietismus, in der Gedankenwelt eines Tolstoi und eines Kierkegaard unerschöpfliche Beispiele, nicht zu reden vom ganzen Asketismus, der im Mönchtum seine Blüten zeitigt. In tausendfachen Stimmen variieren sie das Thema: „Was hülfte es dem

Menschen, wenn er die Welt gewänne und nähme Schaden an seiner Seele?“ Es gibt zu denken, daß es zum großen Teil gerade nicht eigentliche „Kulturmenschen“ sind, die den Fortschritt der Religion bedingt haben.

Aber ein Blick auf die genannten Erscheinungen mag uns zunächst nur bestätigen, wie komplex das Problem Kultur und Religion ist; denn es wäre entschieden Unrecht, gerade beispielsweise das Mönchtum nur nach seiner weltabgewandten, antikulturnellen Seite hin werten zu wollen. Es gibt ein „ora et labora“, das die Klöster zu Quellpunkten für Landbau, Wissenschaft und Kunst gemacht hat, mag lange dahinter nur eine Askese stecken, die, um mit Troeltsch zu reden, den „disziplinären Sinn einer methodischen Bearbeitung und Abzweckung alles Tuns für die jenseitigen Ziele“ hat. Das Wort Luthers, daß ein Streich eines Dreschers in der Scheuer so viel vor Gott gelte als ein Psalter von einem Karthäuser gesungen, mag uns die ganze Gegensätzlichkeit der prinzipiellen Einstellung in diesem Punkt zum Bewußtsein bringen, wenn sie sich auch erst in den Tagen nach Lessing und Herder durchsetzte. Unwillkürlich erinnert mich Luthers Wort übrigens an den Ausspruch seines etwas ältern indischen Zeitgenossen Kabir: „Besser als Steinbilder sind die Mühlsteine, mit denen man das Korn mahlt“.

Sonst wird man gerade auf indischen Boden zu gehen haben, um etwa im alten Buddhismus die kulturverneinende Tendenz des Mönchtums sozusagen in Reinkultur kennen zu lernen. Wie könnte es auch anders sein, wo ja der Buddhismus in seinem radikalen Pessimismus nicht nur in den Schattenseiten dieser Existenz, sondern schon in der Existenz als solcher das Leiden sieht, dessen Aufhebung Ziel alles menschlichen Strebens sein soll? Ich weiß, es hat ihm freilich nicht an Lobrednern gefehlt, die nicht genug zu rühmen wissen, was er für Asiens Kultur geleistet habe. Ich will es angesichts unleugbarer Tatsachen nicht bestreiten; aber diese Leistungen sind der Ausfluß einer Abwendung des späteren Buddhismus von seinen ursprünglichen Zielen, die Folge von Kompromissen, ohne die es in der Welt nun einmal nicht geht, und es liegt weit mehr in der Linie des ursprünglichen Buddhismus, wenn man in der Neubuddhistischen Zeitschrift gelegentlich der ehrlichen Klage begegnet, daß uns Modernen das natürlich-gesunde Gefühl für die Minderwertigkeit des arbeitenden Menschen verloren gegangen sei. Es hat mir immer zu denken gegeben, wenn ich den Buddhismus mit dem Parsismus verglich, daß diese kulturfreundliche Religion heute, auf einen kleinen Erdenwinkel zu-

sammengedrängt, nicht nach Tausenden zählt, was der Buddhismus mit seiner ursprünglichen Kulturfeindschaft nach Millionen. Heißt das am Ende, daß eine Religion kulturablehnend sein muß, um lebensfähig zu bleiben und eine Welt zu erobern?

Tatsache ist, daß wenn es an so vielen Protesten der Religion gegen die Kultur nicht fehlt, die Kultur ihrerseits sich gegen Bevormundung seitens der Religion immer wieder aufgelehnt hat, ein geradezu chronischer Vorgang, der seine akuten Ausbrüche in Tagen der Aufklärung erlebte: Dazu gehören die Zeiten des homerischen Epos und der Sophistik, wie ja die Griechen überhaupt Schrittmacher auf dem Wege der Befreiung einer rein menschlichen Kultur von hieratischem Zwang geworden sind. Dem entsprechend gehört dazu die Renaissance, so gerne sie sich für ihre Sünden von der Kirche Absolution erteilen ließ! Umso uneingeschränkter gehört dazu die Zeit, an der der Name der Aufklärung selber haftet. Aber stärker als irgend eine Zeit der Vergangenheit empfindet unsere Moderne das Problem in seiner ganzen Schwere. Und in der Tat, ist es zu ertragen, wenn Religion sich anmaßt, uns zu künden, was wir essen und wie wir uns kleiden sollen, wenn sie uns die Gesetze des Landbaus aufzwingen und in Wissenschaft und Kunst hineinreden will? Kann bildende Kunst sich das alttestamentliche oder das islamische Verbot der Abbildung alles Lebendigen gefallen lassen, ohne sich selber aufzugeben? und was hat Wissenschaft zu tun mit einer Religion oder einer Theologie (sofern sich eine solche in diesen Dingen zu ihrem Sprachrohr erniedrigt), die uns die Ergebnisse wissenschaftlichen Erkennens als schon fertige vorschreiben will? als flösse für Geologen und Anthropologen und Astronomen die wahre Quelle ihres Wissens in den ersten Seiten der Genesis, als hätte sich der Historiker dem danielischen Schema der Weltreiche zu fügen! Ja, es gibt Fälle, wo religiöser Zwang die Kultur zu erdrosseln droht. Und dabei will ich nicht einmal von den extremen Beispielen sprechen, wo er die Gläubigen zu Witwenverbrennung oder Kinderopfer oder Raubmord im Dienst einer Gottheit vom Schlage der blutdürstigen indischen Kali treibt. Es genügt uns die Beschränkung auf das Gebiet des Geistigen. Als der Grieche Aristarch das heliozentrische System verfocht, denunzierte ihn das stoische Schulhaupt Kleanthes wegen Gottlosigkeit. Was das Christentum, zumal das offizielle kirchliche, sich in dieser Beziehung hat zu Schulden kommen lassen, braucht nicht erst erörtert zu werden. Auch nach den Zeiten der Inquisition hat es ihm bis auf den heutigen Tag nicht an überzeugten Anwälten ge-

fehlt, die sich berufen fühlten und fühlen, wissenschaftlichen Wahrheiten den Prozeß zu machen. Ihre Entschuldigung haben sie in der Schwere, die in jedem Rückzug liegt. Aber eine rückläufige Bewegung kann dem Christentum in dieser Hinsicht nicht erspart bleiben, nachdem es im Verlauf seiner Geschichte den Bund mit der Weltanschauung seiner Umgebung, die als zeitgeschichtlich bedingte notwendig eine von spätern Zeiten verschiedene sein mußte, allzu zuversichtlich eingegangen ist. Es hat in diesen Dingen einen schwereren Stand als der Buddhismus, dessen Stifter, unter ausschließlicher Beschränkung auf seine Heilsmethodik, es von vornherein abgelehnt haben soll, auf gewisse theoretische Fragen wie beispielsweise die nach der Weltunendlichkeit ein Ja oder Nein zu sagen. Und zum Ideal einer Religion gehört nun einmal, was August Dorner nicht unzutreffend ein „freilassendes Moment“ genannt hat.

Aber gibt das der Kultur am Ende das Recht, die Emanzipation so weit zu treiben, daß sie sich schließlich gar an die Stelle der Religion setzen dürfte? Das hieße den Geist eines D. Fr. Strauß heraufbeschwören, der in seinem Abschiedsbekenntnis das Verhältnis der Religion zur Wissenschaft mit der bedauerlichen Lage verglich, in der sich die Rothäute Nordamerikas gegenüber den vordringenden Weißen befänden, und die schließlich dahin führe, daß die einstigen unbestrittenen Herren unermesslicher Weidegründe in den stillen Ozean der Ausrottung und Vergessenheit gedrängt werden müßten. Wir stünden damit, nachdem wir von der ursprünglichen engsten Durchdringung von Kultur und Religion ausgegangen sind, am anderen Pol der Entwicklung.

Ich will die Frage nach dem Glück einer von aller Religion emanzipierten Kulturseligkeit nicht aufrollen. Ihre Tiefe hat schon der griechische Genius vorausgeahnt, wenn er an den Mythos von Prometheus, dem Kulturbringer, unmittelbar den der Pandora anschließt. Nicht als wäre es um den Menschen besser bestellt, wo er in kulturlosem Zustand lebte! Die idealisierenden Schilderungen angeblicher sittlicher Überlegenheit kulturarmer Völker, wie man sie als Modeprodukte der Zeit eines Seume kennt, sind nicht umsonst seltener geworden. Aber es wäre müßig, sich über dergleichen Fragen den Kopf zu zerbrechen; denn Kulturfortschritt ist nun einmal nicht ein Spiel des Zufalls und nicht eine Ausgeburt dämonischer Bosheit, sondern mit Naturnotwendigkeit wächst er aus menschlichem Innenleben heraus. Das hätte man auf religiöser Seite nie vergessen dürfen, so wenig wie das, was die Religion dem Kulturfortschritt verdankt; denn so wahr es ist,

daß das Bild der Götter sich nach den menschlichen Bedürfnissen entwickelt, so haben mit dem Fortschritt zu gesellschaftlicher Ordnung des Menschen die übermenschlichen Wesen zunehmend gesittete Züge angenommen, und wachsende Erschließung der Weltwirklichkeit hat zur Vergeistigung der Religion mehr beigetragen, als daß sie ihr geschadet hätte.

Aber besagt das alles, daß die Religion darum vor der Kultur schließlich zu kapitulieren hätte? Das hieße für ihr Wesen wie für das der Kultur wenig Verständnis aufbringen und nicht aus der Geschichte lernen; denn es hieße im Grunde nichts anderes als Religion und Kultur miteinander verwechseln, als wären sie homogene, kommensurable Größen, die sich, indem man wie Strauß die eine an Stelle der andern zu setzen sucht, überhaupt auf eine Fläche bringen ließen. Aber das ist's, was unsere geschichtliche Betrachtung ergeben hat: aus uranfänglicher Vermischung ein zunehmender und stets sich steigernder Differenzierungsprozeß zwischen beiden, und das kann schließlich nur zur Erkenntnis ihrer inneren Verschiedenheit führen. So gilt auch hier in seiner Weise das Wort des Meisters der Religion: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist“.

Ich wüßte aber nicht, welche von beiden Größen dabei zu kurz kommen sollte. Nach dem Gesagten braucht der Religion vor dem Fortschritt der Kultur nicht zu bangen; denn deren Dinge reichen nun einmal, um in einem Worte Luthers¹⁾ zu reden, „nicht bis an die Seelen“, und was ist Religion schließlich anderes als die Geschichte der Seelen mit ihrem Gott? Hier ist aber auch der Punkt gegeben, wo sich die Möglichkeit ihrer bleibenden Einwirkung auf die Kultur eröffnet, ohne daß dieser darum Eintrag geschähe. Ihre Gebiete, Landbau, Handwerk, Technik, Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft, Politik, häusliches und soziales Leben, sie alle haben ihr Gesetz und ihre Regeln in sich selbst, und jede Bevormundung der Religion über sie wäre ein Übergriff in ein Reich, das nicht zu ihrer eigensten Welt gehört. Kulturarbeit leistet der Mensch, ob er religiös sei oder irreligiös. Und doch bleibt es vielleicht wahr oder müßte, ideell gesprochen, wahr sein, daß sie der religiöse Mensch, wenn auch vielleicht kaum merklich, irgendwie anders leistet als der irreligiöse, sofern letzten Endes alles menschliche Tun ja doch aus der Seele kommt. Wo

1) Vgl. auch sein Wort in seiner Erklärung den Bauern gegenüber: „Mein Evangelium hat nichts zu schaffen mit den Dingen dieser Welt. Es ist eine Sache für sich, die ausschließlich die Seelen angeht“.

auf ihrem Altar ein göttlicher Funke die heilige Flamme entzündet, da nährt sich an ihrem reinen Feuer die stille Geduld des Landmanns so gut wie die Treue des geistigen Arbeiters, der schöpferische Adel des Künstlers wie das Verantwortungsgefühl des großen Politikers. Aber das sind Dinge, die sich nicht messen und nicht wägen lassen, und die darum streng wissenschaftlicher Forschung sich verschließen, indessen sind es zuweilen die Imponderabilien, die dem Leben des Einzelnen wie des Ganzen erst das Vollgewicht geben. Und wer weiß, vielleicht daß die Kultur gerade in Zeiten, wo sie unter der Furchtbarkeit der äußern Verhältnisse fast zusammenzubrechen droht, besonders stark der Arbeiter bedarf, die aus wahrhaft gottbegnadetem Geist Innerlichkeitswerte und Ewigkeitsgehalt in sie einzutragen vermögen, um sie über die Not des Augenblicks hinüberzuretten, wie andererseits die Religion ihre Lebensfähigkeit erweist in der Elastizität, mit der sie das äußere Band mit der Kultur zu lösen vermag, um sie aus innerm Mark heraus zu stärken. Dabei wäre das Ideal eine aus demselben Mark herauswachsende stete Ausweitung der geistigen Spannkraft, die den Menschen befähigte, sein Wesen nach allen Seiten hin zu entwickeln, um kulturtätig dieser Welt immer vollkommener Herr zu werden!

Hochverehrte Versammlung!

Es liegt mir nun ob, über das abgelaufene Universitätsjahr Bericht zu erstatten.

Wir gedenken zuerst in dankbarer Verehrung unserer Verstorbenen. Drei unserer Emeriti haben wir zu Grabe getragen. Am 17. X. 23 starb der Geh. Reg.-Rat Richard Pietschmann, der Direktor der Universitätsbibliothek, der gründliche Forscher auf den Gebieten der Aegyptologie und der Semitistik sowie der Amerikanistik; am 6. XII. 23 der Geh. Med.-Rat Julius Rosenbach, der verdiente Erforscher der Bakteriologie der Wundkrankheiten; am 7. VI. 24 der Professor der neutestamentlichen Wissenschaft und der Gottesdienstkunde Friedrich Spitta, einer der ausgewiesenen Straßburger, anerkannte Autorität auf dem Boden der Liturgik.

Einem Rufe nach Berlin folgte als Ordinarius für Aegyptologie Geh.-Rat Sethe, einem Rufe nach Bonn als Ordinarius für Physiologie Prof. Ebbecke. Der Privatdozent für wirtschaftliche Staatswissenschaften Dr. Boehler wurde Ordinarius am Eidg. Poly-

technikum in Zürich, der Privatdozent für Chemie Dr. Wintgen in Köln; Dr. Focke, Privatdozent für klassische Philologie, schied aus.

Dagegen wurden hierher neu berufen: Prof. Moritz Geiger aus München für Philosophie, Prof. Hermann Kees aus Leipzig für Aegyptologie. Herr Prof. Kienle aus München wurde mit der Vertretung des in Südamerika weilenden Astronomen Hartmann betraut, Herr Dr. v. Dietze aus Berlin mit dem Halten von staatswissenschaftlichen Vorlesungen beauftragt.

Ernannt wurde Geh.-Rat Franz Lehmann zum ordentl. Professor für Tierernährungslehre, die Herren v. Gaza (Chirurgie), Schmalenbach (Philosophie) und Hagen (Kunstgeschichte) zu nicht-beamteten a. o. Professoren.

Es habilitierten sich im Laufe des Jahres die Herren Dr. Flasdieck für englische Philologie, Dr. Goetz für Experimentalphysik, Dr. Brinkmann für Geologie, Dr. Hückel für Chemie, Dr. Ostrowski für Mathematik, Dr. Mortensen für Geographie, Dr. Hauberrisser für Zahnheilkunde, Dr. Schuler für Angew. Mechanik, Dr. Küstner für Medizin. Physik, Dr. Walther für Mathematik, Dr. Eckhardt für Deutsches Recht, Lic. K. Schmidt für Kirchengeschichte.

Im Winter besuchten die Universität 2500 Männer, 235 Frauen, zusammen 2735 Immatrikulierte, wozu noch 231 Hörer kamen. Die definitiven Zahlen für dieses S.-S. stehen noch nicht fest; indessen erreichte die Zahl der Immatrikulierten zu seinem Anfang beinahe die 3200. Wir bedauern den Tod von zwei Studierenden, einem Theologen und einem Juristen.

Die Studentenschaft hat sich in diesem Jahre vor allem unter finanziellen Nöten schwer getan. Was sich in den großen Ferien des letzten Jahres noch mancher Werkstudent verdient hatte, schrumpfte in der Inflationszeit, an deren unselige Wirkungen auch für die Universität wir nicht ohne Grauen zurückdenken, zu einem Nichts zusammen. Da die Wenigsten in der Lage waren, für die Heizung eines eigenen Zimmers aufzukommen, ließ es sich die Universität vor allem angelegen sein, den Studierenden warme Räume, zumal auch für die Abendstunden, zur Verfügung zu stellen. Dabei ist besonders des Entgegenkommens seitens des Herrn Direktors der Bibliothek wie der Herren Bibliothekare, aber auch seitens der Leitung der ak. Lesehalle dankbar zu gedenken. — Als die Umstellung auf Goldrechnung zu Anfang dieses Semesters zu neuen Gebührensätzen führte, die in ihrer Höhe alles Erwarteten überstiegen, ging eine mächtige Erschütterung durch die Reihen der Vielen, die sich schlechterdings nicht in der Lage sahen, die erforderlichen Mittel aufzubringen. Zu Ehren der Göttinger Stu-

dentenschaft darf gesagt werden, daß sie in ihrem Protest gegen die neuen Forderungen Maß gehalten hat. Naturgemäß erfolgte ein förmlicher Sturm von Gesuchen um Gebührenerlaß oder Gebührenermäßigung. Bedauerlicherweise reichte die vom Staat bewilligte Erlaßsumme auch trotz nachträglicher Erhöhung nicht aus, um den Gesuchen in dem vom Gebührenausschuß gewünschten und als notwendig erachteten Umfang Folge geben zu können. Auch die Mittel, die der Universität von privater Seite zur Einzelunterstützung Studierender zur Verfügung gestellt werden, fangen leider an spärlicher zu fließen. Mit aufrichtigem Dank aber ist dessen zu gedenken, was von verschiedenen Seiten, namentlich des Auslandes, auch im Laufe dieses Jahres geschehen ist, um der Not der Universitätsangehörigen nach den verschiedensten Richtungen hin zu steuern. Sie hält allerdings in weiten Kreisen unserer Studentenschaft heute noch an, übersteigen doch schon die Preise der Wohnungen in vielen Fällen ihre Leistungsfähigkeit.

Sehr erfreulich hat das Studentenheim gearbeitet. Die Zahl der Teilnehmer der mensa stieg vor Weihnachten gelegentlich bis über 1500. Mit der Wiederkehr stabilerer Verhältnisse, die es vielen Korporationen ermöglichte, wieder ihren eigenen Tisch zu eröffnen, ging die Zahl zurück, um sich gegenwärtig auf einer Durchschnittshöhe von 8—900 zu halten. Seit diesem S.-S. ist der Preis für das Mittagessen, der Ende des Winters kaum 20 Pfg. überstieg, auf 40, d. h. die durchschnittliche Höhe der Selbstkosten gebracht worden, indem die eingehenden Unterstützungsbeiträge nicht mehr dem Betriebsfonds, sondern der Einzelfürsorge zugeführt werden. Neuerdings ist durch probeweise Anstellung eines Geschäftsführers versucht worden, einen Mittelpunkt aller studentischen Wohlfahrtsarbeit zu schaffen.

Besondere Erwähnung verdient die Arbeit des Hochschulamtes für Leibesübungen unter der trefflichen Leitung des Herrn Studienrat Zimmermann, dem erfreulicher Weise neuerdings ein Lehrauftrag für Geschichte und Organisation der körperlichen Übungen erteilt worden ist. Intensivere Pflege der Leibesübungen ist für die gesamte Ertüchtigung unserer Studierenden von so hervorragender Wichtigkeit, daß es mehr und mehr Pflicht der Universitäten wird, allen dahinzielenden Bestrebungen ihr Interesse zuzuwenden. Es war Ausdruck dieser Erkenntnis, daß der Tag der akad. Wettkämpfe dieses Sommers zum kollegfreien erklärt wurde. Möchten die Studierenden ihrerseits, zumal aus den Kreisen der Nicht-Inkorporierten, ihre Beteiligung an diesen Übungen steigern!

Eine Reihe von Jubiläen gegenwärtiger oder früherer Mitglieder durfte die Universität mit ihren Glückwünschen begleiten, so den 70. Geburtstag von G.-R. Peter und von G.-R. Wackernagel in Basel, den 75. von G.-R. Klein, den 80. von G.-R. Esser, das 50. Doktorjubiläum von G.-R. G. E. Müller und G.-R. Morsbach, das 60. von G.-R. Wagner, die 60. Wiederkehr der Habilitation von G.-R. Ehlers.

Leider hat sich die Hoffnung, das Denkmal für die Gefallenen in dem laufenden Rektorat enthüllen zu können, nicht erfüllt. Sein Schöpfer ist aber in uneigennütziger Tätigkeit an der Arbeit, und die ständigen Fortschritte lassen doch eine baldige Vollendung erwarten.

Am Festakt des 18. I. wurde die wissenschaftliche Rede von Herrn Prof. Kühn gehalten.

Am 10. Mai d. J. veranstaltete die Universität eine Kantfeier, bei der Herr Prof. Misch die Festrede hielt.

Zum 5. Male jährt sich heute der Beginn der Händelopernfestspiele. Unter der starken Hand ihres Schöpfers, Prof. Hagen, sind sie, wenngleich jetzt vom Universitätsbund, zu dessen unmittelbaren Veranstaltungen sie bisher gehörten, äußerlich gelöst, zu einem besondern Ruhmestitel des Universitätsbundes wie letzten Endes der Universität selber geworden.

Der Rektor vertrat die Universität an verschiedenen Tagungen und Feierlichkeiten in Göttingen wie außerhalb, so an der großen Kantfeier in Königsberg, an der Tagung des Vereins für Deutschland im Ausland in Hann. Münden und am Hindenburgkommers der Tierärztlichen Hochschule in Hannover. Er freut sich, den Rektor sowie 2 weitere Vertreter dieser Hochschule unter den Gästen des heutigen Tages begrüßen zu können.

Ein Wort besondern Dankes stattet er dem Herrn Universitätskurator, G.-R. Valentiner, ab, der mit allezeit warmherzigem Interesse und nie erlahmender Hingebung sich das Wohl unserer Universität angelegen sein läßt. Mit besonderm Nachdruck hat er sich für die Forderungen notwendiger Erweiterung oder Unterbringung gewisser Institute eingesetzt. Leider waren angesichts der finanziellen Notlage des Staates dahingehende Anträge größtenteils bisher nicht durchzusetzen. Dieselbe Notlage zwang nicht allein zu größter Einschränkung der sachlichen Ausgaben, sondern auch zu persönlichen Abbaumaßregeln, die nicht nur in die Verwaltung sondern sogar in den Lehrbetrieb der Universität tief eingriffen. Trotz allem verlieren wir den Mut nicht, sondern spannen alle

verfügbaren Kräfte an, um an unserm Teil wieder die bessern Zustände heraufzuführen zu helfen, die eine Wiederherstellung normaler Arbeitsbedingungen ermöglichen. Dabei sind wir dankbar für Aufmunterung und Unterstützung von Freunden und Gönnern der Universität. Im Besondern richte ich diesen Dank an den Universitätsbund, der uns auch dieses Jahr wieder nach verschiedenen Seiten hin, namentlich durch Förderung der Bibliothek, tatkräftige Hilfe hat zuteil werden lassen. Schließlich muß es uns doch gelingen, Deutschlands geistige Kultur durch alle Fährlichkeiten des Augenblicks hindurch uns zu erhalten und sie zu fördern!

Ich schreite zur Verkündigung des Ergebnisses der von den Fakultäten gestellten Preisaufgaben. Erst schien es zwar, als müßte von einer Preisausschreibung für dieses Jahr aus Mangel an Geldmitteln überhaupt abgesehen werden, und an der letztjährigen Jahresfeier unterblieb die Bekanntgabe von Themata. Einer hochherzigen Spenderin verdanken wir eine Guldenspende, welche eine nachträgliche Preisausschreibung ermöglichte, und inzwischen hat nun auch der Staat Preise von annehmbarer Höhe zur Verfügung gestellt, so daß die genannte Spende im Einverständnis mit der Stifterin zu anderm Zweck im Interesse der Unterstützung fleißiger und begabter Studierender verwendet werden kann.

Die durch den genannten Umstand bedingte Verspätung der Preisausschreibung mag es mit veranlaßt haben, daß die von der Theologischen, der Rechts- und Staatswissenschaftlichen, der Medizinischen und der Philosophischen Fakultät gestellten Themata keine Bearbeitung gefunden haben.

Über die von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät gestellte Preisaufgabe mit dem Thema:

„Bedeutung und Anwendungsmöglichkeiten psychotechnischer Methoden zur Förderung der Landarbeit“

liegt eine Bearbeitung mit dem Motto:

„Vergeude keine Energie, sondern verwerte sie“

vor.

Das Urteil der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät über diese Arbeit lautet:

Die Aufgabe verfolgt das Ziel, für einen neueren Zweig der Landwirtschaftswissenschaft, die Landarbeitslehre, in der Hauptsache literarische Vorarbeiten zu erhalten und zwar auf einem wichtigen Teilgebiet. Die vorliegende umfangreiche Arbeit beweist, daß der Verfasser mit Umsicht und Fleiß, Zielsicherheit

und Geschicklichkeit zu Werke gegangen ist und die auf dem Gebiet der Psychotechnik und angewandten Psychologie vorhandene Literatur eingehend zu Rate gezogen hat. Vorarbeiten standen wenig zur Verfügung. Vor allem war Verständnis für landwirtschaftliche Arbeit, landwirtschaftliche Verhältnisse überhaupt erforderlich. Auch dafür ist die Arbeit ein guter Beweis. Nach einer wertvollen, gut geordneten Literaturübersicht, die nur in wenigen Punkten der Ergänzung bedarf, geht der Verfasser in der Einleitung auf die Bedeutung der menschlichen Arbeit für die Landwirtschaft ein und stellt ihre Beziehung zur Psychotechnik her. Dann untersucht er die landwirtschaftlichen Arbeiten nach ihrer physiologischen und psychologischen Seite und versucht mit Glück, die auf anderen Gebieten, zumal in der Industrie, ausgebildeten Methoden unter den verschiedenen Gesichtspunkten für die landwirtschaftliche Arbeit nutzbar zu machen. Leider verzichtete er jedoch auf eine genauere Darstellung dieser Methoden, die zur Hauptsache als bekannt vorausgesetzt werden. An manchen Stellen wird dadurch ein tieferes Eindringen verhindert. Trotzdem bietet der Teil, in dem über die Arbeitstechnik gehandelt wird, eine Fülle guter Beobachtungen, die von den praktischen Erfahrungen und dem praktischen Blick des Verfassers Zeugnis ablegen. Zuletzt werden noch die privaten und volkswirtschaftlichen Folgen der Anwendung jener Methoden auf die Landarbeit untersucht.

Die Darstellung ist sehr lebendig und anschaulich, an manchen Stellen könnte sie etwas knapper gehalten sein. Für den eventuellen Druck werden sich Kürzungen ermöglichen lassen.

Die Fakultät hat der Arbeit daher, trotz kleiner Mängel, wegen ihres Wertes und ihrer Vorzüge

den vollen Preis

zuerkannt.

Bei Öffnung des dasselbe Motto tragenden Umschlags ergab sich der Name: Friedrich Steding.

Für das Universitätsjahr 1924/25 werden folgende Preisaufgaben gestellt.

Von der Theologischen Fakultät: (stellt dasselbe Thema wie im letzten Jahr).

„Der Einschlag der dem Rechtsleben entnommenen Vorstellungen und Begriffe in der religiösen Gedankenwelt Israels ist festzustellen und zu erklären“.

Von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät:

„Die Wasserwirtschaft im Harz, insbesondere die Pläne zu ihrer künftigen Ausgestaltung“.

Von der Medizinischen Fakultät:

„Es ist kritisch zu untersuchen, welche Formen des Zwergwuchses in Abhängigkeit von Drüsen mit innerer Sekretion gebracht werden dürfen“.

Von der Philosophischen Fakultät:

„Die Kategorien, deren sich die gegenwärtige Philologie zur Abgrenzung und Klassifikation der Wortarten und Wortbedeutungen bedient, sollen im logischen Interesse der Begriffslehre untersucht werden“.

Von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät:

„Unter den logischen Elementarformeln haben diejenigen ein besonderes Interesse, welche identisch für jeden endlichen Individuenbereich, dagegen für keinen unendlichen erfüllt sind, — sodaß durch sie die Endlichkeit eines Systems von Dingen charakterisiert wird. Solche Elementarformeln sollen aufgesucht werden, wobei wieder diejenigen besonders zu berücksichtigen sind, bei denen möglichst wenige All- und Seinszeichen auftreten“.

Die Bedingungen für die Bearbeitungen werden in üblicher Weise am schwarzen Brett bekannt gemacht.

Kommilitonen!

An Euch wende ich mich schließlich insbesondere. Ich spreche es mit Freuden aus, daß die Erfahrung von so viel Idealismus, der mir aus euren Reihen begegnet ist, zu den eindrucksvollsten und schönsten Erlebnissen meines Rektorates gehört. Ihr seid berufen, was ihr an kulturellem Gut von der Universität empfangt, in Leben und Beruf hinauszutragen. Laßt es Euch gesagt sein, daß es bei aller Kultur in höherm Sinn und letzten Endes auf Verinnerlichung ankommt. Das unterscheidet sie von bloßer Zivilisation; denn Zivilisation ist Form und bleibt immer irgendwie äußerlich, Kultur aber will Inhalt, und ihr Inhalt wächst aus schöpferischen und gestaltenden Kräften. Darin liegt etwas wundervoll Rastloses, Nie-Fertiges, nach oben Drängendes. Fr. v. Schlegel hat es einmal im Wort ausgesprochen: „Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich

über die Menschheit erheben muß“. Glücklich ihr Kommilitonen, die ihr in jugendlicher Kraft die ganze Laufbahn erst noch vor euch seht! So nützet die Zeit eures Universitätsstudiums, euch immer rückhaltloser den Einflüssen zu erschließen, die eure innere Kraft zu stählen vermögen. Fort mit äußerlichem Wesen, das sich in Schein und Phrase großtut und sich in Oberflächlichkeit und Hohlheit, wo nicht gar in Zuchtlosigkeit erschöpft! Haltet an euch, und dabei rückt zusammen, schließt die Reihen enger, denn es gilt kulturtätig sein, nicht um sich selber auszuleben, sondern um für die andern zu leben, um der Gemeinschaft zu dienen und auf das Ganze zu sehen. Ihr wißt es: Volk und Vaterland sind in Not. Ich rufe euch mit Fichte zu: „Nicht hinstehen und klagen über das Verderben der Menschen! . . . handeln, handeln, das ist es, wozu wir da sind!“ Mit dem Gelübde, Schulter an Schulter mit uns Älteren, die solchem Sinn nachtrachten, die Aufgaben unserer gemeinsamen Kultur zum Wohle des geliebten Vaterlandes erfüllen zu wollen, stimmt ein in den Ruf: Es lebe Deutschland!
